

BRÜCKENBAUER

Friedrichshain-Kreuzberg interkulturell

19. Ausgabe - Januar/ Februar 2012 - Gratis aber zum Mitarbeiten



Knallhart

In den letzten Wochen des vergangenen Jahres fanden zwei auf dem weiten Feld des sozialen Kümmerns beheimatete Geschichten ihr (vorläufiges?) Ende:

Zum einen wurde über die skandalumwitterte Treberhilfe das Insolvenzverfahren eröffnet. Die vom selbsternannten Sozialunternehmer Harald Ehlert geführte gemeinnützige Gesellschaft hinterließ allein 1,6 Millionen Euro Mietschulden, ihre Angestellten warteten zum Schluss auf überfällige Gehälter von insgesamt 1,2 Millionen Euro. Überraschend schnell war die Lösung da: Die Diakonie übernahm in ihrer flugs gegründeten „Neuen Treberhilfe“ die Angestellten; sie können nun wieder hoffen. Die von ihnen betreuten Obdachlosen (genannt Klienten) werden sie auch in der in der neuen Gesellschaft weiter unter ihre Fittiche nehmen. Das Geschäft geht weiter, es lohnt sich wohl. Die Schulden des Ehlertschen Imperiums aber bleiben den Gläubigern, werden also sozialisiert.

Zum anderen ließ die Mitteilung der noch vor drei Jahren medial gefeierten „Mütter ohne Grenzen“ aufhorchen, dass sie ihre ehrenamtliche Anti-Drogen-Arbeit in Kreuzberg einstellen werden. Ihre Begründungen für diesen Schritt - Ausgrenzung und gemeinsames Gutmenschentum mit rassistischer Einfärbung - mögen nachvollziehbar sein oder von gekränktem Stolz künden. Eines aber besticht: Die Mütter sahen sich eigenem Bekunden nach zum Schluss nur noch als Lieferantinnen von Drogensüchtigen (ergo Klienten) an „professionelle“ Anti-Drogen-Projekte.

Die Moral beider Geschichten: Auf dem Markt des sozialen Kümmerns geht es genauso knallhart zu wie überall. Das sollte man wissen. MICHAEL REBIEN

In dieser Ausgabe:

Die große therapeutische Erzählung der Depression – Positionen **Seite 2**

Kreuzberg kocht: Besondere Menschen und ihre kulinarischen Faibles – Nachbarn **Seite 6**

Tanz den Sirtaki!



Das Leben lieben und den Tod nicht fürchten ist das Motto von Alexis Sorbas, dem wohl bekanntesten Griechen der Neuzeit. Der gleichnamige 1964 gedrehte Film mit der Tanzszene hier basiert auf Nikos Kazantzakis' Schelmenroman. Es geht darin um Kleinmut, Hoffnung und Größenwahn. Wie zurzeit in Europa überall auch. Foto: wiki

Mission abgebrochen

Initiative „Mütter ohne Grenzen“ erhebt schwere Vorwürfe

Seit sechs Jahren waren sie rund um das Kottbusser Tor unterwegs: Die „Mütter ohne Grenzen“ forderten ein Ende der dortigen Drogenszene, weil sie fürchteten, ihre Kinder an die Dealer zu verlieren. Jetzt entschlossen sie sich, ihre Arbeit aufzugeben.

In einer über Facebook verbreiteten Erklärung der ehrenamtlich tätigen Frauen heißt es zu den Gründen: „Es ist uns bewusst geworden, dass wir immer nur Mittel zum Zweck zur Aufrechterhaltung des Systems sein werden, und kein wirkliches Interesse an unserer gleichberechtigten Teilhabe an den Projekten und Institutionen und auch der Gesellschaft besteht.“ Die Initiatorinnen fühlen sich den Vorwürfen so genannter „Gutmenschen“ ausgesetzt, sie würden die Drogenproblematik einseitig sehen und Schicksale von Drogenabhängigen und ihren Dealern außer acht lassen.

Mit dem Rückzug der „Mütter ohne Grenzen“ ist auch ihr Auszug aus dem Mehrgenerationenhaus in der Kreuzberger Wassertorstraße 48 und dem benachbarten Quartiersrat erbunden.

Die in der Initiative versammelten überwiegend muslimischen Frauen fassen ihre Erfahrungen mit Sozialunternehmen radikal zusammen: Diese „vermitteln zwar nach Außen den Eindruck nicht bevormundend und rassistisch zu sein, zeigen aber leider das klassische Bild des täglichen Rassismus.“ Beklagt werden „Schreibtischprojekte“, die am eigenen Erfolg, nicht aber an den Bedürftigen orientiert seien.

Im November 2008 waren die „Mütter ohne Grenzen“ von Berlins Regierendem Bürgermeister Klaus Wowereit mit dem Preis der „Berliner Tulpe“ als Vorbild für den deutsch-türkischen Gemeinsinn ausgezeichnet worden. MR

Die große therapeutische Erzählung

Depression ist eine Erkrankung. Zur Volkskrankheit jedoch wurde sie gemacht. Sagt Konstantin Ingenkamp. Sein Buch hinterfragt unser aller Seelengeschichte

Fast ein jeder erinnert sich an Randall Patrick McMurphy, diesen gewitzten Simulanten, der in „Einer flog übers Kuckucksnest“ der Mehrheit einen Eindruck von den Zuständen in einer Nervenheilanstalt vermittelte. Gott sei es gedankt, sagten die Zuschauer jenes Filmes, dass ich nicht verrückt bin wie die da. Milos Formans preisgekrönter Film kam 1975 in die Kinos. Das ist lange her.

Heute erinnern die psychiatrischen Stationen in den Krankenhäusern nicht mehr im Entfernten an jene bizarren Filmkulissen vor 35 Jahren. Auch der soziale Umgang mit seelischen Erkrankungen hat sich geändert. Das hat zweifelsohne sein Gutes, denkt man an die Tatsache, dass jemand, der sich wegen einer psychischen Erkrankung in ärztliche Behandlung begibt, von Freunden und Arbeitskollegen meistens nicht von vornherein mit dem Kainsmal des „Verrückten“ versehen wird.

Allerdings: Erkrankungen der Seele scheinen auf dem Vormarsch zu sein (siehe Grafik unten). Das mag an der neuen Offenheit im Umgang mit ihnen zu tun haben. Nur woher kommt das? Sind wir liberaler geworden, sind wir den Irrungen und Wirrungen unseres Ichs heute stärker ausgeliefert als unsere Eltern und Großeltern?

Eine – seine – Antwort auf diese Frage gibt Konstantin Ingenkamp in seinem im Februar dieses Jahres erscheinenden Buch „Depression und Gesellschaft. Zur Erfindung einer Volkskrankheit“. Seine These: Die so genannte Volkskrankheit Depression



Kein Ort nirgendwo. Depressionen sind etwas anderes als Melancholie. Foto: Wiki

ist das Ergebnis einer großen therapeutischen Erzählung. Ihre Anfänge liegen in der protestantischen Erweckungsbewegung des 19. Jahrhunderts, den entscheidenden Beitrag aber lieferten Gesundheitsideologen seit Mitte der 1960er Jahre.

Konstantin Ingenkamp (46) arbeitet als Sozialarbeiter und promovierter Soziologe seit elf Jahren in einer Selbsthilfekontaktstelle im Friedrichshain. Anstoß für sein Buch gab die Beobachtung, dass sich im Jahr 2000 zehn Selbsthilfegruppen in Berliner Kontaktstellen unter dem Thema „Depression“ zusammenfanden, es 2011 aber 114 waren. Die allgemein gängige Definition – Depression ist die Summe ihrer Symptome – mag entscheidend für diesen Ansturm sein. Damit, so Ingenkamp, ist ein sich aus-

weitender Depressionsbegriff vorprogrammiert. In diesem Umfeld ist es sicher kein Zufall, polemisiert er weiter, dass seither die Antidepressiva in vielerlei Facetten ihren endgültigen Siegeszug in Apotheken und Psychiatrien angetreten haben.

Konstantin Ingenkamp hat keinen küchenpsychologischen Ratgeber vorgelegt sondern ein Fachbuch. Das sollte man wissen, wenn man zu seinem 370 Seiten starken Buch greift. Wer aber an nach- und hinterfragender Argumentation zum Thema seelischer Erkrankungen interessiert ist kommt auf seine Kosten. Nicht zuletzt die überraschenden, sehr ausführlichen Abhandlungen zur Historie der Depressionen und ihrer Protagonisten machen das Buch lesenswert.

Nach der Lektüre bleibt der Gedanke, dass eine echte, klinische Depression, bei der man mit steinverhärteter Seele morgens nicht mal mehr den Kühlschrank aufbekommt, um sich eine Scheibe Käse zu nehmen, und es daher beim trockenen Toast belässt, doch etwas anderes, ganz anderes ist als der Spruch: Ich glaube, ich habe Depressionen. MICHAEL REBIEN

Ab Februar im Buchhandel
Konstantin Ingenkamp:
Depression und Gesellschaft –
Zur Erfindung einer Volkskrankheit.
 Transcript Verlag Bielefeld 2012.
 370 Seiten. 29,80 Euro.

14271: Die Top-Ten der Krankenhaus-Diagnosen

(Anzahl Krankenhaustage je 10.000 Versicherte)

Wiederholte depressive Störung	511
Schizophrenie	504
Depressive Episode	496
Geburt	335
Psych. Störung wegen Alkohol	334
Herzinsuffizienz	326
Hirnfarkt	266
Oberschenkelhalsbruch	253
Arthrose Kniegelenk	243
Arthrose Hüftgelenk	242

„Ich kann nicht verloren Hoffnung.“

Was im Sommer noch gehen mag wird im Winter zu einem tagtäglichen, zermürbenden einzigen Kampf: Obdachlosigkeit. Unsere Autorin ist dahin gegangen, wohin kaum einer seinen Fuß setzt, der es nicht muss: in ein Café für Wohnungslose. Dort traf sie nicht nur Elend sondern auch Stolz.



Foto: Arno Burgi

Es ist ein nasskalter Dezembervormittag, kein Tag am dem man gerne nach draußen geht. Später kommt noch Schneegraupel dazu und für die nächsten Tage sind Minusgrade angekündigt. In dem mit fast zimmerhoher Plastiktape und Adventskränzen dekorierten Kiez-Café der AWO in der Friedrichshain Wühlischstraße 42 sitzen ein Dutzend Menschen, essen belegte Brötchen und süße Teilchen, trinken Tee, lesen Zeitung, schlafen auf den Tischen oder unterhalten sich.

Dreimal hat er Anlauf genommen, bis er sich überwinden konnte, eine Notunterkunft aufzusuchen.

Wiktor und Kristof sitzen an einem der Tische zusammen und führen ein angeregtes Gespräch in ihrer Muttersprache. Die aus Polen stammenden Männer kennen sich seit einem Monat und besuchen das Café das erste Mal. Um acht Uhr früh mussten sie die Notunterkunft in der Teupitzer Straße verlassen. Der Tipp eines Bekannten hat sie hierher gebracht, wo sie sich mit den gespendeten und kostenlosen Stullen und Tee satt essen.

Wiktor ist 64 Jahre alt und Kristof 62. Der spricht kaum Deutsch, während Wiktor sich gut verständigen kann. Er erzählt, dass er seit zwei Jahren obdachlos ist, sein Kumpel seit zwei Monaten. Er verlor seine Arbeit, konnte die Miete nicht mehr zahlen und landete auf der Straße.

Äußerlich ist den beiden die Obdachlosigkeit nicht anzumerken. In sauberer Kleidung, ordentlich frisiert und gewaschen, berichtet Wiktor, dass es ihm sehr wichtig sei, seine Würde zu wahren.

Er trinke keinen Alkohol und achte auf sich. Zu oft sähe er in diesem Milieu, dass die Menschen sich aufgeben, sich verlieren. Das wolle er nicht, denn, so sagt er überzeugt: „Ich will Arbeit finden!“ Dann sei es auch wieder möglich eine Wohnung anzumieten.

Mit Unbehagen erinnert er sich, wie er das erste Mal in eine Notunterkunft musste. Dreimal habe er Anlauf genommen, bis er sich überwinden konnte und in der Nähe des Bahnhof Zoo eine entsprechende Herberge aufsuchte. Im Bahnhof schlafen ging nicht, draußen war es zu kalt, also blieb ihm keine andere Möglichkeit.

Die Nächte in diesen Häusern gestalten sich mitunter turbulent, denn oft gäbe es Streitereien; und Ausfälle wegen Alkohol sind an der Tagesordnung. Doch besser als auf der Straße zu schlafen sei es allemal, gerade jetzt in der kalten Jahreszeit.

Deutschland, sagt er, sei gut, man habe hier Möglichkeiten und es wird einem geholfen. Eine Sozialberatung, die ihm riet, Hartz 4 zu beantragen, verließ er aber unverrichteter Dinge wieder. Das lehnt er vehement ab. Es scheint, als wäre das ein noch weiterer Abstieg für ihn. Nein, er schaffe es so.

Bei GANGWAY, einem Verein, der Straßensozialarbeit macht, hat er offenbar die richtigen Ansprechpartner gefunden, die ihn bei der Wohnungssuche unterstützen wollen.

800 Euro für 100 Stunden im Monat. Für ihn ein guter Anfang.

Von den Angestellten dort erzählt er begeistert und schildert, wie nett die sind und wie sie sich kümmern. Immerhin soll er übermorgen auch die Arbeitsstelle in einer Gebäudereinigung antreten. Für 100 Stunden im Monat bekomme er dann 800 Euro. Ein guter Anfang, der ihn beflügelt.

Trotzdem fühlt er sich oft als Mensch zweiter Klasse und gibt zu, das Gefühl zu haben, dass die Leute auf seinesgleichen herabblicken oder gar ihn meiden. Diese soziale Kälte nagt an ihm. „Ich glaube, viele Leute sind gute Leute, das macht mir Hoffnung! Aber gute Worte bedeuten mehr als Geld.“ Zur Bestätigung erzählt er von den positiven Erfahrungen, davon, dass er am S-Bahnhof Sonnenallee umsonst einen Kaffee bekam oder sich einfach in einen Imbiss setzen durfte, um sich aufzuwärmen.

„Weißt Du, manchmal kommt der Gedanke, dass ich Tabletten schlucke, und alles ist vorbei.“ Aber das komme für ihn nicht in Frage. Schwer seufzend radebrecht er: „Ich komme auf die Beine, ich kann nicht verloren Hoffnung!“

CHRISTIANE LALLINGER

Das war die Berliner Luft

In der Kreuzberger Friedrichstraße 218 wurde einst Unterhaltungsgeschichte geschrieben

„Wo man singt, da lass dich ruhig nieder“, sprach der Teufel und setzte sich in den Bienenschwarm - allerdings nur einmal. Was lernt uns das? Wenn du schon Musik im Programm hast, dann muss es solche sein, wozu nach den Leuten noch wochenlang die Ohren jucken und nicht das Fell.

Im Jahr 1892 übernahmen die Unterhaltungsgastronomen Franz Dorn und Julius Baron das „Concordia-Palast-Theater“ in der Friedrichstraße 218, benannten es in „Apollo-Theater“ um und machten eine durchaus ernstzunehmende Ballett- und Ausstattungsbühne mit 1.400 Plätzen daraus. Sie hatten als Pächter bereits das große „Wintergarten-Varieté“ in eine Goldgrube des schallenden Gelächters verwandelt und wollten hier nun etwas Seriöses auf die Bretter stellen, die die Welt bedeuten.

Leider fuhren sie mit der holden Kunst ihres klassischen Hupfdohlenkommandos jeden Abend so rote Zahlen ein, dass ihrem Buchhalter die Augen tränten. Nach einer Saison voller Flops hatten sie genug davon, schlechtem Geld noch gutes hinterher zu werfen und einen Rettungsschirm nach dem anderen aufzuspannen.

Als Jacques Glück, ihr Direktionssekretär, Verwaltungs-Faktotum und Mann für alle Fälle im Apollo-Theater, Interesse zeigte, sich selbstständig zu machen - davon träumen ja alle Männer im tiefsten Grunde ihres Herzens -, also, in diesem lachenden Augenblick warfen sie ihm sofort begeistert sämtliche Brocken des Hauses vor die schwarzen Lackschuhe und konzentrierten sich auf die Erfolgsnummer „Wintergarten“.

Der neue Chef zog zwei Asse aus dem Ärmel: die Umwidmung des Ladens in ein Varieté und die Festanstellung eines 26-jährigen Kapellmeisters mit Namen Paul Lincke. Von nun an ging's bergauf.

1896 wurde Glück auf einen gewissen Salonhumoristen Otto Reutter in Köln aufmerksam, dessen Publikum sich vor Lachen nicht mehr einkriegte. Diesen komischen Kerl mit den kindlichen Kulleraugen lockte er mit

Hoch das Bein, so hoch es geht! Otto Reutter - hier mit der Tänzerin Saharet - machten erst seine Auftritte im Apollo-Theater in Berlin so richtig bekannt. © Archiv Witzel



reichlich Bargeld nach Berlin und hat es nicht bereut. Reutter entwickelte sich zum zweitgrößten Knüller des Hauses - nach dem Dresseur Ernst Perzina und dessen Schimpansin. Rückblickend schrieb Reutter: „Ich hatte früher einmal den Größenwahn, bis ich an ein Varieté kam, in dem ein dressierter Affe besser gefiel als ich.“ 1899 wurde Reutter vom „Wintergarten“ abgeworben und dort der bestbezahlte Varietékünstler seiner Zeit.

The show must go on: 1899 erlebte hier „Frau Luna“ ihre Uraufführung und wuchs heran zum großen Kassenschlager mit über 400 Wiederholungen vor voller Hütte. Vom Apollo-Theater in der Friedrichstraße 218 verabschiedete sich Paul Lincke mit der Burleske „Berliner Luft“.

Die wurde nämlich zunehmend dünner. Die Mieten in der Innenstadt stiegen an und führten zur Entvölkerung. Brandschutzaufgaben machten dem Theaterchef das Leben zunehmend schwer. Weil sich die bewegten Bilder aus Jahrmarktsbelustigungen unterm Zeltdach in Kintöpfe mit festen Wohnsitzen verwandelten, pachtete 1913 die Cines-Gesellschaft das Theater und ließ es zum Kino umbauen. 1926 hatte hier „Panzerkreuzer Potemkin“ seine deutsche Erstaufführung, allerdings in einer von der Zensur erbärmlich verstümmelten Version. Sogar die berühmte Szene mit

dem Kinderwagen auf der Odessaer Treppe war futsch. Schließlich wurde der Film ganz verboten. Kein Wunder vielleicht in jener Zeit. Die russische Revolution lag erst wenige Jahre zurück und das Establishment fürchtete allzu sehr Aufregung des Publikums durch die „bolschewistische Propaganda“ dieses Stummfilm-Klassikers.

1930 wurde der Kinobetrieb eingestellt und das Theater umgebaut zu Ateliers für diverse Filmfirmen, die später der nationalsozialistischen „Konzentration der Filmwirtschaft“ zum Opfer fielen und schlussendlich - wie sinnig! - einer Geldschrankfabrik weichen mussten. Diese wurde dann wiederum durch einen Luftangriff im Zweiten Weltkrieg zerstört.

Heute befindet sich hier ein Neubau nebst Gedenktafel zwischen den üblichen sexy roten „Zu vermieten“-Schildern. Doch warum sollen ein Jacques Glück und sein Glück nicht zurückkommen? Es gibt Genie-Gene genug für jede Generation.

HERBERT FRIEDRICH WITZEL

Wir suchen Autoren!

BRÜCKENBAUER

Friedrichshain-Kreuzberg interkulturell

Telefon 030 21 23 88 87

michael.rebien@volkssolidaritaet.de

Nicht zugucken – etwas tun!

Manchmal hat man kein Glück, und dann kommt auch noch Pech dazu. Man mag dem Leben nur noch zugucken. Doch so bleiben muss es nicht. Andrea Schletz hat Menschen getroffen, die nicht aufgeben

Rolf Kellermann:

Malen gegen Ausgrenzung und Armut

Bis zum 31. Januar präsentiert das Zentrum GITSCHINER 15 die Gruppenausstellung „Dschungel“ mit Kunstwerken von Gästen des Hauses. Einer von ihnen ist der Maler Rolf Kellermann. Mit seinen Bildern will der 66jährige ehemals Obdachlose den Fortbestand dieser Kultureinrichtung ermöglichen.

Herr Kellermann, wann sind Sie das erste Mal in „Gitschiner 15“ gekommen?

Das war vor zehn Jahren, 2001.

Woher wussten Sie von dem Haus?

Von dem ehemaligen Pfarrer Ritzkowsky von der evangelischen Kirchengemeinde Heilig Kreuz-Passion, der inzwischen verstorben ist. Er war früher mit Werner Neske in der Obdachlosen-Arbeit tätig.

Wie haben Sie ihre Begabung entdeckt, und wer hat sie gefördert?

Eine Förderung gab es nicht. Man drückte mir den Pinsel in die Hand und sagte, ich solle malen. Meine Begabung wurde somit „entdeckt“. Ich habe mir sozusagen die Malerei aus dem Ärmel geschüttelt.

Was haben Sie vorher gemacht?

Ich bin im Jahre 1988 von Hamburg nach Berlin-Neukölln gezogen, später nach Kreuzberg. Ich „gammelte“ herum und arbeitete in der Gemeinde.

Inzwischen haben Sie einen Namen in der Kunstszene. Wo haben Sie bisher ausgestellt?

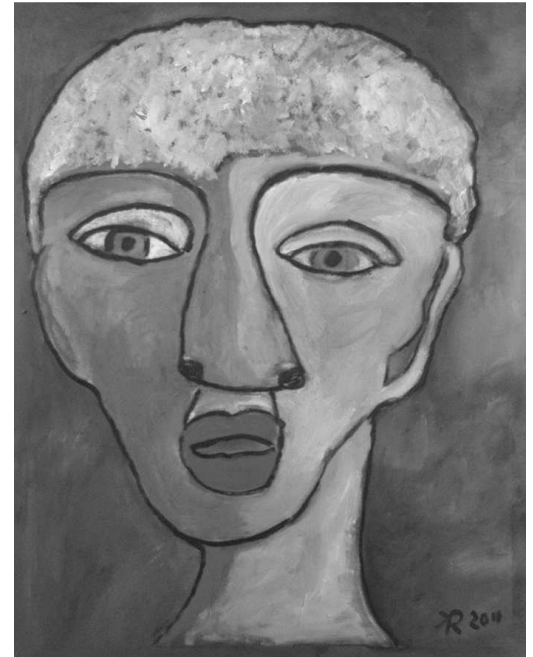
In Gemeinschaftsausstellungen hier im Haus und in Einzelausstellungen in Spandau, in Kirchen in Brandenburg und im Mühlenhaupt-Museum.

Warum ist Ihnen die „Gitschiner 15“ so wichtig?

Weil Leute von der Straße wegkommen und einen Ort haben, wo sie hingehen können. Für Obdachlose ist das Haus ein Treffpunkt in der Winterzeit.

Was bedeutet „Kunst-m² für Paten“?

Das Haus wird staatlich nicht gefördert und ist deshalb auf Spenden angewiesen. Es werden Paten gesucht, die gegen Geldspenden jeweils einen Quadratmeter Kunst erhalten.



Rolf Kellermann: Ohne Namen, 2011. Foto: Schletz

Was wünschen Sie sich?

Das die GITSCHINER 15 bestehen bleibt. Ohne das Haus würde meine Kreativität verschwinden.

Ausstellung „Dschungel“

Mo bis Mi 9 – 18 Uhr, Do 11 – 18 Uhr, Fr 9 – 14 Uhr.
GITSCHINER 15 - Zentrum für Gesundheit und Kultur gegen Ausgrenzung und Armut, Gitschiner Str. 15, 10969 Berlin (U1 Prinzenstraße)
Telefon 69 53 66 14, www.gitschiner.de

Kerstin Baumruck:

Selbstständig mit „Tee & Schokolade“



Hereinspaziert! Der neue Laden „Tee & Schokolade“ ist eine Oase zwischen Oranienplatz und dem Kotti. Foto: T & S

Frau Baumruck, was ist Ihr Motiv, Eigenes zu wagen?

Zuallererst natürlich der Traum vom eigenen Teeladen und die damit verbundene Chance, dauerhaft aus der Arbeitslosigkeit herauszukommen.

Warum gerade ein Teeladen in der Dresdener Straße?

Die Oranien- und die Wrangelstraße sind das Zuhause von mir und meiner Mitstreiterin Carmen Mayer-Bohland. Da war es klar, dass unser Arbeitsplatz hier sein sollte. Seit Jahren beobachten wir die Entwicklung in der Dresdener Straße, die durch die ruhige Lage ein ganz besonderer Ort der Entspannung ist. Das passte zum Konzept.

Wie haben Sie Ihr Ziel erreicht?

Ich habe ein Existenzgründungsseminar absolviert und einen Businessplan aufgestellt. Von der Investitionsbank Berlin erhielt ich ein Fünfjahresdarlehen über 20.000 Euro.

Was wünschen Sie sich beide für Ihre Zukunft?

Wir wollen jedem etwas anbieten, der hier lebt oder sich einfach nur die Stadt anschaut. Unsere Preise sind so gestaltet, dass für jeden Geldbeutel etwas dabei ist. Schließlich wollen wir, dass unsere Kunden immer wiederkommen.

Dresdner Straße 14, Mo – Fr 11 bis 19, Sa bis 16 Uhr.

Von Reis mit Scheiß bis Prinzessinnengartenpizzen

„Kreuzberg kocht“ stellt besondere Menschen und ihre kulinarischen Faibles vor



„Wir haben dieses Buch gemacht“, heißt es in dessen Vorwort, „um anderen Menschen Mut zu geben, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen und zu sagen: Ich bin unsere Gesellschaft.“

Das sagten sich die Trümmerfrauen damals dito, deren Enkel und Urenkel heute zusehen müssen, wie der unter Bürgermeister Willy Kressmanns tatkräftiger Ägide aus Schutt und Ruinen mit viel Schweiß und noch mehr Hoffnung wieder aufgebaute Bezirk jeden Tag ein Stückchen den Bach runtergeht. Auch in diesem hübsch aufgemachten Buch ist das Neue nicht immer gut für alle, und das Gute stammt schon mal aus Omas umweltfreundlicher Kochkiste. Aber die muss deswegen ja auch nicht gleich schlecht sein.

Zwei Jahre haben Ana Lichtwer vom

Berliner Büchertisch, Fotografin Anna Schroll und Literaturwissenschaftlerin Cornelia Temesvári an dem Buch gegart, gesotten und gearbeitet. Ihre Mühen haben sich gelohnt: So einfallreich ist die Kreuzberger "Projektszene" noch nie porträtiert worden.

„Das Schöne ist ja“, erzählt Cornelia Temesvári, „dass jede von uns dreien ganz andere Schwerpunkte, Themen und Interessen hat. Dadurch sind hier im Buch auch Gruppen zusammengesommen, die normalerweise vielleicht nicht unbedingt an einem Tisch sitzen würden.“

Die gebürtige Leipzigerin hatte große Lust, einfach diese Leute kennenzulernen und zu interviewen. Und dann auch noch bei denen zu essen, sich bekochen zu lassen - das war natürlich noch schöner.

Herausgekommen sind 55 Geschichten über außergewöhnliche Menschen und ihre Initiativen, die heute den Bezirk prägen. Sie werden nicht nur interviewt und fotografiert, sondern alle verraten ihre Lieblingsrezepte, die von „Reis mit Scheiß“ über „Piratenzöpfe“ bis hin zu „Prinzessinnengartenpizzen“ reichen.

So ist einerseits ein Kochbuch entstanden, das zum Nachmachen einlädt, andererseits ein Lesebuch, das Leute aus dem Kiez vorstellt, die nicht nur Sehnsüchte haben, sondern diese Sehnsüchte auch versuchen auszuleben.

HERBERT FRIEDRICH WITZEL

Kreuzberg kocht: Portraits – Interviews – Rezepte.

Edition Berliner Büchertisch 2012, 360 Seiten, farbig bebildert. 14,90 EUR.
www.kreuzberg-kocht.de *Collage: Promo*



WIR HABEN POST!

Von einer, die auszog Piratin zu werden

Mit großem Interesse las ich das Interview mit Jessica Zinn im letzten BRÜCKENBAUER.

Als Wählerin der Piratenpartei dachte ich schon seit langem darüber nach, wie ich mich als zukünftiges Mitglied engagieren könnte, vielleicht mit der Option auf einen festen Job. Ich recherchierte also auf der Homepage und meldete mich schließlich per Kontaktformular. Nach einer Woche kam eine E-Mail mit Ansprechpart-

ner und Telefonnummer. Ich versuchte allerdings vergebens, jemanden zu erreichen. Also fuhr ich in das Büro in die Pflugstraße, um einen persönlichen Ansprechpartner zu treffen. Doch leider erhielt ich nur eine spärliche Auskunft. War ich etwa nicht willkommen? Bleibt mir also nur das nächste Piratentreffen, bevor ich einen Mitgliedschaftsvertrag unterschreibe. Denn wie hat es Jessica Zinn formuliert, „um Entscheidungen treffen zu können, muss man erst einmal an Informationen kommen“.

SUSAN RÖDER

- versuchte es beim Piraten-Treffen in der Friedrichshainer „Jägerklause“. Doch vor Ort war kein Crewmitglied in Sicht.

Autoren gesucht!

Wir gehen in das vierte Erscheinungsjahr und freuen uns über die stetig wachsende Resonanz. Ermöglicht haben das vor allem die ehrenamtlichen Mitarbeiter unseres Blattes.

Wenn Sie dazu gehören möchten, schreiben Sie uns:

BRÜCKENBAUER

Friedrichshain-Kreuzberg interkulturell

Telefon 030 21 23 88 87

Fax 030 21 23 96 65

michael.rebien@volkssolidaritaet.de
Gryphiusstraße 10, 10245 Berlin

Geben und Nehmen zugleich

Ehrenamtliche betreuen Demenzkranke

Frau S. sitzt in einer kleinen Gruppe älterer Menschen an einem einladend gedeckten Tisch. Nächstes Jahr wird sie 100 Jahre alt sein, man sieht es ihr kaum an. Doch nur zaghaft beteiligt sie sich an den Gesprächen beim Essen, wirkt leicht abwesend, weiß oft nicht, was sie antworten soll, da sie die Frage schon wieder vergessen hat. Als gesungen wird, blickt sie auf und lächelt zum ersten Mal. Dann wird ein Luftballon in die Runde geworfen und Frau S. strahlt. Immer wieder streckt sie mit einer unglaublichen Freude ihre Arme aus, um ihn zu fangen und wieder abzuwerfen. Sie wirkt gelöst und sehr glücklich.

Frau S. ist an Demenz erkrankt wie rund 1,2 Millionen Menschen hierzulande. Mehr als ein Drittel sind über Achtzig. Weil die Bevölkerung immer älter wird, steigt die Zahl der Erkrankten rapide. Demenz, das „schleichende Vergessen“, führt häufig in die soziale Isolation.

Um Menschen aus ihr herauszuholen, gibt es Begleitung und Betreuung



von Angehörigen, professionelle Unterstützung, aber auch das Engagement vieler Ehrenamtlicher. Sie nehmen sich die Zeit, mit den betroffenen Menschen spazieren zu gehen, mit ihnen zu reden, zuzuhören, Gemeinsamkeiten zu organisieren: Singen, spielen. Rätsel raten, aus der Kindheit erzählen – all' das hilft gegen Demenz. Geheilt werden kann diese Krankheit (noch) nicht.

Zur Vorbereitung der Ehrenamtlichen auf diese verantwortungsvolle Tätigkeit bieten die Sozialdienste der Volkssolidarität Schulungen zur Betreuung von Demenzkranken an.

Das Land Berlin fördert dieses Vorhaben. Ein erster Kurs wurde von acht Teilnehmern erfolgreich absolviert. Sie fühlen sich nun sicherer im Umgang mit den von Demenz Betroffenen, freuen sie sich auf ihr künftiges Ehrenamt - und auf ein strahlendes Lächeln wie das von Frau S.

KERSTIN WANDREY

-berät Interessenten, die an Demenz Erkrankte ehrenamtlich begleiten und unterstützen möchten: Sozialdienste der Volkssolidarität Berlin gGmbH, kerstin.wandrey@volkssolidaritaet.de, Telefon 30 86 92 71.

Foto: Mario Zeidler

Dialog im Selbsthilfe-Treffpunkt

Eine Generation, zwei Kulturen

Menschen in Kontakt zu bringen, die sonst nicht so einfach miteinander in Kontakt kommen, war der Anspruch des ersten „Interkulturellen Dialogisches“ am 4. November vergangenen Jahres im Selbsthilfe-Treffpunkt Friedrichshain-Kreuzberg. Ostberliner Seniorinnen, überwiegend Mitglieder der Volkssolidarität – unter ihnen die Vorsitzende des Berliner Landesverbandes Heidi Knake-Werner – trafen sich mit älteren Migrantinnen aus dem Friedrichshainer Integrationszentrum Box 66.

Dessen Leiterin Karin Hopfmann moderierte die Runde nach der Methode der „gewaltfreien Kommunikation“ des Physikers David Bohm: Jeder kann das sagen, was ihm wichtig ist, ohne Angst vor Kritik oder Bewertung haben zu müssen.



Foto: K. Ingenkamp

Die Teilnehmerinnen empfanden den Dialog übereinstimmend als „Horizontenerweiterung“ und „Bereicherung“. Man redete nicht übereinander, sondern miteinander, und so konnten die „geburtsdeutschen“ Teilnehmerinnen die alltägliche Diskriminierung von Migrantinnen aus deren Perspektive nachvollziehen. Für viele Migrantin-

nen, die nach 1989 nach Deutschland kamen, waren die positiven DDR-Erfahrungen der Volkssolidaritäts-Mitglieder Neuland. Weitere gemeinsame Veranstaltungen sind anvisiert.

KONSTANTIN INGENKAMP

- leitet den Selbsthilfe-Treffpunkt Friedrichshain-Kreuzberg.



Über den Tod und das Leben erzählt „Halt auf freier Strecke“. Es ist die Geschichte eines Vierzigjährigen, der, an einem Gehirntumor erkrankt, nur noch wenige Monate zu leben hat. Eindrucksvoll, wie die Familie in der Zeit des Sterbens zusammenrückt, um gemeinsam Abschied zu nehmen und loszulassen. Die Authentizität erreicht Regisseur Andreas Dresen durch seine Protagonisten, die erst am Drehort ihre Dialoge aus der Situation heraus entwickeln. Ein wahrhaftiger, berührender Film – empfohlen von Andrea Schletz. Foto: Promo

Fantasie zum Thema Eule gefragt

Malwettbewerb zum Kinderkarneval der Kulturen ist gestartet



Der große Malwettbewerb zum 16. Kinderkarneval der Kulturen an Pfingstsonntag, dem 26. Mai 2012, ist eröffnet. Das diesjährige Motto-Tier kommt aus dem Element „Luft“ und ist die Eule. Das Motto lautet: „Fliegt mit der Eule!“

Kinder bis 12 Jahre sind wieder aufgefordert, ihre Fantasien zur „Eule“ zu Papier zu bringen (Malen, Kollagen, Klebearbeiten oder anderes) und an die Kreuzberger Musikalische Aktion zu senden oder dort abzugeben. Die eingehenden Bilder werden von einer Jury begutachtet und die ersten drei

bis fünf Gewinnerbilder werden auf dem offiziellen Kinderkarnevals-Plakat abgedruckt.

Die besten Bilder werden prämiert; alle Werke werden im Mai 2012 in einer Ausstellung gezeigt. Die Preisverleihung findet am Tag der Ausstellungseröffnung mit einem bunten Kinderkulturprogramm statt. Einsendeschluss ist der 16. März 2012.

TINA BAUER

Kreuzberger Musikalische Aktion

Stichwort: Kinderkarneval,
Friedrichstrasse 2, 10969 Berlin.
www.kma-kinderkarneval.de

- Wir beraten und unterstützen ehrenamtliche Betreuer.
- Wir informieren Sie zum Betreuungswesen und allen Formen der Vorsorgevollmacht.

Betreuungsverein Lichtenberg

Einbecker Strasse 85, 10315 Berlin,
Telefon 030 52 601 27, www.volkssolidaritaet-berlin.de



Orientalisches Frühlingsfest für Menschen in Pflegesituationen

Wir feiern den Frühling
bei Musik und Tanz

am 23. März 2012

15.00 – 18.00 Uhr

Ort: tam-Café

Wilhelmstraße 115,

10963 Berlin

Zur Vorbereitung und Durchführung werden Freiwillige mit Engagement und Ideen gesucht! **Kontakt:**
Pflegestützpunkt Telefon 25 700 673,
koordinierung@diakonie-stadtmitte.de
oder **Şifahane** Telefon 67 12 914,
chantal-benjamin@awo-suedost.de.



BRÜCKENBAUER

Friedrichshain-Kreuzberg interkulturell

Gryphiusstrasse 10, 10245 Berlin
Telefon 030 21 23 88 87

Fax 030 21 23 96 65

Redakteur: Michael Rebien
michael.rebien@volkssolidaritaet.de

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht der Meinung von Herausgeber und Redaktion entsprechen.

Druck: Druckwerkstatt Klaus Regel,
Samariterstrasse 7, 10247 Berlin.

Erscheinungsweise: Alle 2 Monate.

Auflage: 1.500 Exemplare.

Herausgeber: Volkssolidarität
Landesverband Berlin e.V.
www.volkssolidaritaet-berlin.de



Unterstützt durch:

